

## 25. Wolfgang Loch Vorlesung am 11.10.2024 in Tübingen

Koreferat zum Vortrag von Erika Kittler: „Die Wirklichkeit gab nach ...., und zwar gelüstete es sie“ nachzugeben. Überlegungen zur Wirkungsmacht der Sprache auf Theorie und Praxis der Psychoanalyse“

---

Ich hatte beim Lesen des Vortrages den Eindruck, Vieles nicht zu verstehen. Er hat in mir ein Gefühl hinterlassen, als würde eine Wirklichkeit nachgeben, vielleicht erzeugt durch das Fragmentarische.

Gleichzeitig merkte ich, dass ich in meiner Ausbildung die Psychoanalyse und das psychoanalytische Arbeiten anders erlebe. Nicht so stark unter dem Einfluss der rückwärtsgerichteten Strömungen, die beim Verhandeln der Vergangenheit etwas verloren haben, sondern ich erlebe einen Umgang mit Triebtheoretischem, dem Unbewussten und damit dem Deuten ebenso wie die Vorstellung, eine Objektbeziehung bereitzustellen und damit periodisch nur Zeit und Raum zu hüten, damit sich der Patient in die Objektwelt einfinden kann.

So habe ich erst einmal versucht eine kleine, unvollständige Zusammenfassung zu formulieren, von dem, was ich glaube, verstanden zu haben. Zusammenfassung folgt:

Vorrangig anhand einer Autorin wird diskutiert, dass sich nach dem zweiten Weltkrieg die Psychoanalyse und deren Theorieentwicklung bzw. deren Umsetzung im Behandlungsraum verändert haben. Eine Haltung habe sich eingestellt, weg vom Unbewussten, weg von einem triebtheoretischen Verständnis und demnach der Idee des Deutens als Behandlungstechnik, hin zu einer Traumatheorie. Einer Traumatheorie, die sich nicht auf die Zweizeitigkeit und damit die Wichtigkeit der Nachträglichkeit in Freuds Traumatheorie bezieht, sondern die das Trauma setzt, eine Symbolisierungsstörung unterstellt, eine Leerstelle postuliert. Dadurch verliere die Psychoanalyse in ihrer Anwendung den Blick auf den Trieb, den Konflikt, das Symptom, die Fehlleistung, das Archaische (im Gesamten: das Unbewusste) und sei zu einer rein empathischen, fürsorglichen, begleitenden Haltung verändert worden. (Wobei empathisch hier als narzisstische Objektbeziehung definiert wurde.) Dies führt dazu, zu nah am Patienten zu sein und das festgelegte Trauma als solches nur zu begleiten, anstatt die Annahmen des Unbewussten zu Grunde zu legen, anstatt die infantile Sexualität mitzudenken und zu deuten. Dies sei aufgrund eines Schuldgefühls nach dem Zweiten Weltkrieg geschehen, welches nicht verstanden und transformiert wurde, sondern das in jener empathischen, nicht triangulierenden Haltung als Wiedergutmachung agiert werde.

Das Deuten, welches bereits die Trennung, die es zuzumuten gilt, um Abwesendes denken zu können, werde aufgegeben.

Somit seien auch Versuche mit der Psychoanalyse zu verstehen, wie das Subjekt in der Masse zum Massenmörder geworden ist, nicht gänzlich ausgeblieben aber jener Bewegung anheimgefallen.

In Ihrem Vortrag hingegen wird zusätzlich zur Diskussion über die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf die Psychoanalyse auch versucht zu verstehen, wie es zum Massenmorden kam: nämlich das Subjekt neige dazu, aufgrund einer inneren Prädisposition - den Vater ermorden zu wollen –, die ödipale Struktur durch eine regressive Dynamik der Spaltung, der Projektion und der totalen Identifikation mit einem hoch idealisierten bzw. krass entwerteten Objekt zu ersetzen.

Sodass dies in Gruppenphänomenen verknüpft ist mit einer Bereitschaft die Ich-Struktur aufzulösen, sie durch ein Aufgehen/die totale Identifikation in der Masse zu ersetzen, dann auf Befehl morden zu können und sich dadurch der Schuld zu entledigen.

Parallel dazu wird angenommen, dass sich die Sprache, in eben jener triebhaften Doppelbödigkeit – des Wunsches und seiner Zensur – aufzulösen scheint. Finden der Sprache meint: Anerkennung des Getrennt-Seins und damit Abwesendes denken, Triebaufschub aushalten können, sowie die damit einhergehende Abhängigkeit ertragen. Wenn jedoch das Ideal, ein schwerer Narzissmus mit einer Omnipotenz als Überlebensstrategie gegen die Abhängigkeit, gegen die mächtigen infantilen Objekte und gegen das ödipale Geschehen, übernehme, verliere die Sprache ihre Vieldeutigkeit und werde aus Angst vereindeutigt. Nicht mehr ödipal (auf die Urszene bezogen) organisiert erscheint das Psychische, wie in der depressiven Position, sondern habe ein psychisches Geschehen in der paranoid-schizoiden Position zur Folge. Das so weit meine Zusammenfassung.

Was macht es so schwer sich „mit den Qualen der Zweideutigkeit“ (Zitat aus Vortrag) auseinanderzusetzen, ins Ödipale einzutreten und damit das Ausgeschlossensein, die Kränkung, die eigene Begrenztheit und damit Abhängigkeit, Hass, Liebe, Schuld, Scham, Neid, all das Archaische zu erleben und Ambivalenzen halten zu können, die die depressive Position und der Ödipus Komplex mit sich bringen. Oder, was uns so verführbar macht für die Entledigung all dessen in der paranoid schizoiden Position (bzw.: warum es uns danach gelüstet). Sei es kollektiv oder individuell.

Ich musste deshalb während des Lesens des Vortrages an einen Text von Frau Löchel denken „Ringen um psychoanalytische Haltung“ (2013); Die Entwicklung von der paranoid schizoiden Position hin zu einer depressiven Position (mit der dazugehörigen Trauer) (bzw. das Aufrechterhalten der Alpha-Funktion, der eigenen psychoanalytischen Identifikation), verstehe ich als fortwährenden Prozess, dem alle Subjekte, qua ihrer inneren psychischen Struktur ausgesetzt sind und ist nichts, was wir ein für alle Mal haben, sondern was es in Beziehung aufrechtzuerhalten beziehungsweise wiederzuerlangen gilt, wenn verloren gegangen.

Dieser, umgekehrte, regressive Prozess wird immer wieder durch bestimme historische Situationen und Verhältnisse, die Spaltung und Projektionen erzwingen, kollektiv, in der Masse losgetreten bzw. ausgelöst. Sie liegen jedoch auch in jedem Einzelnen von uns als psychosomatische Basisreaktionen bereit und verweisen darauf, wie sehr es ein Ringen darum, um geteilte Wirklichkeit, braucht.

Diese Verzerrungen durch Projektion und Spaltung bzw. narzisstischer Idealisierung lassen sich glaube ich nicht direkt auf die Sprache übertragen, da diese, so nehme ich an, nur in ihrer Zweideutigkeit zu haben ist - wie das einzelne Subjekt die Sprache erlebt bzw. was das Subjekt mit ihr versucht, wie es ringt (z.B. Sprechen als Abwehr, Sprechen als sensorische Hülle/Zweithaut), gilt es zu verstehen.

Bevor ich gleich auf Ihre Gedanken und Einfälle zu dem vielschichtigen Vortrag von Frau Kittler gespannt bin, möchte ich noch einen assoziativen Gedanken zur Verbindung von Sprache und dem Subjekt, welches aus der Masse (und „mit der Masse“ (im Kern des Subjekts liegt Gesellschaftliches)) zu uns in die Praxis kommt, anführen: Einer meiner Supervisoren fragte mich immer „Was macht den (Patienten) sprechen?“ darin steckt die Frage nach dem Wunsch und seiner Abwehr, nach dem Unbewussten, nach der Objektbeziehung, wo gesprochen wird, wird übertragen, nach dem Psychischen, dem Finden der Sprache. Was macht den sprechen bzw. was macht den schweigen, was macht den kommen, er kommt und spricht, manchmal kommt er auch nur, das heißt, er will was, da gelüstet es ihn nach Mündigkeit, nach erkannt werden und erkennen, nach der Fähigkeit Erfahrungen machen zu können, nach Kontakt, es gelüstet ihn nach geteilter Wirklichkeit.

Berlin, 11.10.2024, Clara-Sophie Adamidis

Literatur:  
Löchel, E. (2013). *Ringen um psychoanalytische Haltung*. Psyche